

LUXEMBURGER SITTEN und GEBRÄUCHE

oder «JUGENDERINNERUNGEN», — von Dr. Jules KEIFFER

XXXI.

Man hört immer wieder sagen, die Zahl der Wirtshäuser habe in den letzten Dezennien bedeutend zugenommen. Das trifft im allgemeinen in so hohem Grade zu, daß es für sehr viele Ortschaften fast unmöglich scheint, daß sie sich überhaupt durchs Leben schlagen können. Eine Ausnahme macht unser Heimatsdorf, doch nur in dem Sinne, daß es gleich vom Entstehen der Eisenbahn ab Wirtschaften genug hatte, und zwar eine auf jedes siebente Haus; in der Nachbarschaft aber, wo es, wie wir uns genau erinnern, voraltern nur eine einzige gab, zählt man deren heute vier resp. fünf. Der Hauptunterschied aber zwischen der damaligen Gaststube und der heutigen besteht nicht in der Zahl, sondern in dem Umstande, daß, während damals die Wirtschaft als Nebenbeschäftigung und Nebenerwerb betrieben wurde, sie heute, im allgemeinen wenigstens, wie der Ausdruck lautet, ihren Mann, d. h. die ganze Familie ernähren soll: auf diese Weise ist es erklärlich, daß es so leicht zuviele auf einmal in derselben Ortschaft gibt. Aus diesem selben Grunde ist denn auch die Wirtsstube selbst heute so ganz anders eingerichtet, da es heißt, dem Besucher den Zugang und den Aufenthalt so leicht und so angenehm wie möglich zu machen. Die Einrichtung einer Wirtschaft bedingt heutzutage mancherlei bauliche Veränderungen, wodurch namentlich der Eingang zum Lokal direkt von der Straße oder doch wenigstens vom Hausgange aus bewerkstelligt werden soll; auch muß allerlei Mobiliar, wie Schanktische, bequeme Stühle oder gar gepolsterte Sitze angeschafft werden. In der alten Zeit aber machte man ganz häufig, um in die Wirtsstube zu gelangen, den Umweg durch die Küche und setzte sich in dem einfach geweißten Zimmer auf langen Holzbänken nieder. In dieser Beziehung erinnern wir uns an ein Geschichtchen, das wir einst erzählen hörten, und das nicht bloß gut erfunden, sondern wirklich irgendwo passiert sein soll. Eine altmodische Wirtschaft besaß eine schöne Zahl von Stammgästen, von denen jeder natürlich beim Heimgehen auch sein Pfeifchen am Wandbrette aufhängte und es am folgenden Abende wieder in Gebrauch nahm. Um seine Gäste geziemlich zu ehren und dem Drange der Zeiten zu folgen, bekam der Gastwirt eines Tages den Einfall, sein Lokal mit schönbemaltem Papier zu tapezieren, wobei das Bretchen mit den Pfeifen heruntergenommen wurde und auch, aus Rücksicht für die bunten Farben, nicht wieder angebracht werden sollte. Die Männer kamen, sahen, schüttelten das Haupt und kehrten anderen Tages nicht wieder. . . . Schneller als es angeklebt worden, riß man das kostbare Papier herunter, und alles geriet wiederum ins alte Geleise.

Wie wir eben gesehen, wird im Wirtshause gewöhnlich auch geraucht, auf dem Lande meistens aus der Pfeife, Sonntags ausnahmsweise auch ab und zu eine Zigarre. Daß das Rauchen der Gesundheit nichts nützt, brauchen wir hoffentlich nicht zu beweisen; daß es auch Fälle gibt, wo es nicht schadet, ist möglich. Wie aber der Mensch in allem, was er gerne tut, fast nie das richtige Maß einhält, so ist es auch hier, und wir kennen junge Männer, die nach eigener Aussage ein Pfund Tabak per Woche aufbrennen. Diese eingebeizten Raucher von ihrer gewiß gesundheitswidrigen Gewohnheit abzubringen, wird uns nicht gelingen, ist auch nicht von uns bezweckt. Das einzige aussichtsvolle Benehmen in dieser Hinsicht besteht darin, daß wir dem Jünglinge, ehe er sich das Rauchen angewöhnt hat, zu einer Zeit also, da das Unterlassen ihm noch

kein Opfer auferlegt, unsere Meinung und unsere Erfahrung auf wohlwollende und überzeugende Weise beibringen. Dadurch wird man bewirken, daß ein verständiger Knabe das Rauchen überhaupt nicht lernt, anstatt daß er, infolge eines einfachen Verbotes, dasselbe vielleicht heimlich, und desto intensiver betriebe, je karger ihm die Augenblicke des Alleinseins zugemessen sind. — Sowie es bezüglich der eben besprochenen Sache Ausnahmen gibt, d. h. Personen, die gar nicht und solche, die selten rauchen, so gibt es auch Bauersleute, die, gerade wie ihre Väter und Großväter, das Wirtshaus gar nicht besuchen. Wir gestehen gerne zu, daß sie immer weniger zahlreich werden, aber solange wir solche namhaft machen können, dürfen wir behaupten, daß sie bestehen. Was taten oder tun denn diese Männer zu Hause an den langen Sonntagnachmittagen, da werktags doch nur erst sehr wenige Bauern ins Wirtshaus gehen? In der alten Zeit, da noch alle zu Hause blieben, spielte man häufig Karten zusammen, nicht immer umsonst, aber gewöhnlich um einen ganz winzigen Einsatz: ein Kartenspiel befand sich damals in jedem Bauernhause, heute nicht mehr. Wir erinnern uns noch ganz genau, daß die gangbarsten Spiele beispielsweise Kodex; Schnip, Schnap, Schnorum; blanne Mariasch hießen, erachten es aber für unnötig, dieselben näher zu beschreiben; letzteres ging auch ins Wirtshaus über und wurde dort vor zehn Jahren noch gespielt, ist aber seither von den modernen Kartenspielen überflügelt worden. Wenn heutzutage irgendwo nicht eben alle Mannsleute zusammen in die Wirtsstube oder auf die Kegelbahn gehen, so bleibt doch nur ein einzelner zurück, und zwar derjenige, der die Gewohnheiten seiner ferneren Jugendzeit beibehalten hat, und er muß sich die Zeit allein vertreiben. Das tut er dadurch, daß er mittags ein gehöriges Schläfchen hält, daß er am späteren Nachmittage hinaus aufs Feld zieht, den Stand der Saaten untersucht oder, wenn es Spätsommer geworden, nachsieht, wo die Sense zuerst an das reife Korn angesetzt werden soll. Nach Hause zurückgekehrt, nimmt er wohl noch die Zeitung zur Hand, die zu lesen er die Woche über vielleicht nicht Zeit gefunden hatte.

Das Wirtshaus erkennt man am Tannenstrauß, an der Aufschrift oder an einem hervorhängenden Schilde. Neben dem Namen trägt die Aufschrift hie und da irgend welchen launigen Spruch, wie man zum Beispiel auf dem Senningerberge vor einigen Jahren unter anderem, dessen wir uns nicht mehr entsinnen, den uralten Vers lesen konnte: Heute für Geld, morgen umsonst. Die vorspringenden Aushängeschilder datieren meistens aus der Zeit, da die Eisenbahn noch nicht bestand, und hatten zum Zweck, schon von weitem die Fuhrwerke und die Fußreisenden auf die Gastwirtschaft aufmerksam zu machen. Sonderbarerweise legt man auf dem Lande heute gar kein Gewicht auf das Wörtchen Gast, und manches Haus trägt die stolze Aufschrift Gastwirtschaft, wo es aber mit der Küche gar übel bestellt ist. Uralte Wirtshauschilder finden sich noch jetzt vereinzelt an den Hauptlandstraßen, wie zu Lintgen, zu Niederanven, und tragen neben der Aufschrift die Abbildung einer Traube, eines Rößli, letzteres zum Zeichen, daß auch Stallungen vorhanden sind. Es wäre nicht uninteressant, die verwischten und vergilbten Inschriften zu kennen: es werden Varianten sein zu dem bekannten Spruche, den man hin und wieder noch in der Stadt aufgeschrieben findet: «Hier logiert man zu Pferd und zu Fuß.»

(Fortsetzung folgt.)